

Unser Planet.

Blätter

für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

N^o 259.

(II. Jahrg.) Montag, den 31. October.

1831.

Abschiedsgruß an Marsyas = Menzel.

Sieh, ich rühme mich laut: Der erste freischmuthige Schütze,
Auf Dein umpanzertes Herz schnellst' ich den tödtenden
Pfeil.

Jüngst noch den kritischen Wald erfülltest — ein kritisches Un-
thier —

Du mit Gebrüll und Geheul, welchem, was lebte, entwich.
Hier einst herrschtest Du mächtig — es flohen die Hamadrya-
den,

Und in den stilleren See taucht die Najade sich scheu.
Friedliche Wanderer schreckt'st Du zur Flucht, und zitternd ver-
borg sich

Vogel und Wild im Gestrüpp — und es verstummte der
Hain!

Faun und Satyrn allein umhüpften mit wildem Gelächter
Den triumphirenden Zug, welchen Silenus beginnt.

Taumelnd auf kritischem Roß — die Sehenden nannten es
anders —

Sagst Du durch Dorn und Gebüsch — Niemand begegnete
Dir.

Ich nur suchte Dich auf, und zielt' — und getroffen nun
sinkst Du,

Armes entlarvtes Gespenst, hin in den kritischen Dorn.
Gleich dem verwegenen Schüller, der, seine Gefährten zu
schrecken,

Nachts mit dem Lachen bedeckt, hin auf den Kirchhof sich
schleicht;

Aber das feige Gespenst trifft plötzlich ein mächtiger Stein-
wurf —

Heulend flieht es und läßt Larve wie Lachen im Stich.
Also nun flohest auch Du, mein armer geschundener Marsyas,

Der Du verwegen zum Kampf aufstiehest den stärkeren Geist.
Nicht Apollo's bedurfst's, die Nilferdartige Haut Dir

Ueber die Ohren zu ziehn — siehe, ich selbst war ge-
nug! —

Und nun hangst Du am Baum — es nagen Dich Fliegen und
Mücken,

Und Dein jammernder Ruf klagt durch den kritischen Wald.
Ach! Du flehest den Knecht an, mit Honig Dich sanft zu
bestreichen,

Armerster, zu schirmen Dich jetzt, gegen der Würmer Ge-
biß.

Aber der Satyrn muthwillige Schaar mit stachelnden Nes-
seln

Raht, die entpanzerte Haut spielend zu geißeln Dir nun.

D, wie beklag' ich Dich, Freund! — Doch lösen nicht darf
ich die Bande!

Auf nun, mit kralligem Fuß sieht gegen Satyr und Faun!

B. v. Lüdemann.

Ueber Jesuiten, Jesuitismus und des-
sen angebliches Bündniß mit dem
Königthume.

Wenn in einem Hause Feuer gewesen ist, so lebt
die Furcht vor dem Brande noch lange in der Nach-
barschaft fort. Erfahrung und Vernunft lehren, daß
die Besorgniß vor einem solchen Unglück alsdann gerin-
ger ist, als vorher, da sich Jeder von selbst mit dem
Licht mehr in Acht nimmt, und feuerfangende Materien
hinwegräumt; allein die Furcht ist stärker als die Ue-
berlegung.

Eben so verhält es sich jetzt mit dem Jesuitismus.
Einige Länder Europa's haben sonst von den Jesuiten
zu leiden gehabt; eine moderne Revolution hat sich das
Ansehen gegeben, als habe sie die Vertriebenen zum
zweiten Male vertrieben, und sofort ist in Europa
Geschrei. Aller Orten ist Alarm, und selbst da, wo
man kaum weiß, was ein Jesuit ist, schreit man Hal-
loh! gegen Gespenster, die nirgends zu sehen sind.
Man jagt die Welt in Schrecken, regt sie durch kin-
dische Besorgnisse zur Unruhe auf und Alles dieß warum?
Um unter diesem Jagdgeschrei heimlich einige Mots
d'ordre, einige Parteisignale zu verbergen, von denen
die Ordnungliebenden und die Regierungen nichts mer-
ken sollen.

In Deutschland, wo nur die Schrift gilt, erschei-
nen Bücher über Bücher, welche es sich zum Verdienst
machen, vor dem geheimen Jesuitenbunde und vor sei-

ner Allianz mit dem Königthume zu warnen. Der wohlwollendste Eifer ist das Aushängeschild, hinter welches sich die Erregung von Mißtrauen und Zwiespalt, hinter welches sich das Parteigeschrei, die abenteuerlichste Reformsucht, die Herrschbegierde, das Verlangen nach Unordnung verbirgt, und die gutmüthigen und arglosen deutschen Regierungen versäumen, eine wie alle, das einzige wirkliche Mittel, solchen Umtreiben zu steuern, das nämlich: sich wohlgesinnte und erleuchtete, beredte und kräftige Organe zu verschaffen, die dem gesunden Sinn des Volks, welchen man verdunkeln will, durch Belehrung und Aufschluß zu Hülfe kommen. In dem überall wiederkehrenden Geschrei des Unsinnns gewinnt keine einzige Regierung sich eine geschickte Feder, welche die wahren Absichten der Schreier enthüllte, die Geheimnisse der Partei ans Licht zöge, der Heuchelei die Maske abrisse und dem Segen der Ordnung das Wort redete. Ein einziges deutsches Land allein ist achtsam und weitsehend genug, um von diesem Mittel einen kräftigen Gebrauch zu machen, und die Ruhe seiner Provinzen in Nord und Süd ist die Frucht dieses vorsichtig und weise angewandten Heilmittels.

Unter diesen Umständen thäte es Noth, einmal streng und gründlich zu zeigen, wie viel z. B. dieses Jesuitengeschei auf Nichts beruht, und wie viel dieses Halloh keinen andern Zweck hat, als den, einen Jesuitismus andrer und gefährlicherer Art zu verbergen, dessen letztes, vielleicht unbewusstes Streben der Bruch aller gesellschaftlichen Verträge ist. Zu dieser Untersuchung gehört ein weiterer Raum, als uns hier versattet ist, und wie begnügen uns, hier einige Andeutungen zu einer solchen Arbeit zu geben, die von den geeignetsten Früchten für die Beruhigung Deutschlands sein könnte.

Wo sind in Europa die Jesuiten, gegen welche Deutschland, wie ein unermüdblicher Büchervulkan, so viele Schriften schleudert? Wenn irgend ein Ereigniß in der Welt uns auf diese Frage Antwort geben konnte, so war es gewiß die Juli-Revolution Frankreichs. Welche Jesuiten sind bei diesem Anlaß flüchtig geworden? Wohin haben sie sich gerettet? Welches sind ihre verhassten und verfolgten Namen? Wir kennen, außer dem Cardinal Latil, keinen Geistlichen von Namen, der Frankreich in Folge seiner neuesten Revolution verlassen hätte. Es waren nur Höflinge, welche Carl X. in sein Exil folgten. Wie? Und sollte Frankreich nicht eilig Alles von sich gestoßen haben, was nur irgend einen jesuitischen Geruch hatte? Waren nicht genug bedeutende Personen von schwindelköpfigen Journalisten als Jesuiten bezeichnet worden? Wo sind diese Männer jetzt? Ruhig — in Frankreich, das ihre Verdienste achtet! Was war also die ganze helle Geschrei anders als ein Vorwand, die Revolution gegen die Regierung in's Feld zu rufen, eine Fahne aufzurichten, unter der man

sich sicher versammeln konnte, eine Parole zu geben, an der die Gleichgesinnten sich erkennen möchten. Wie verdammten die politische Revolution Frankreichs nicht, wiewohl die Franzosen selbst sie fast verdammten möchten; allein wir behaupten, daß sie nur durch die politische Verblendung der Verwaltung, nicht aber durch ihr Bündniß mit den Jesuiten in's Leben gerufen wurde. Ein übelverstandenes monarchisches Prinzip hat sie geschaffen, nicht die Verbindung des Königthums mit den Jesuiten, die vor und nach den Julitagen nirgends sichtbar geworden sind. Die Schüler Loyola's sind verschwunden, selbst aus Rom, und was man übereilt als Spuren ihrer Wirklichkeit bezeichnet und ausgeschrien hat, (wie z. B. das bekannte Edikt von Forlì), ist nichts als eine todte Form, an deren Leben die römische Curie selbst nicht mehr glaubt, und die sie nur aus Gewohnheit noch beibehält.

Wir kehren zu Deutschland zurück. Welches sind die Jesuiten Deutschlands, und an welchem Kleide erkennen wir sie? — Es sind jene häßlichen, kurzäugigen, glücklicherweise aber höchst einfältigen Verlästerer der Regierungen, jene armseligen Schwäger, welche uns beständig von dem erwachten Freiheitstrieb der Völker erzählen, während diese an nichts ernsthaft denken, an die materielle Verbesserung ihrer Lage, jene Schildträger und Wortführer der zweiten französischen Revolution, welche uns gern überreden möchten, das deutsche Volk verlange nach einem ähnlichen Umsturz, während dieß nach nichts Anderem verlangt, als nach Wohlbefinden in seinen Hütten; nach Freiheit allerdings, aber nur nach Freiheit von erdrückenden Abgaben, von hemmenden Fesseln des Verkehrs und der Industrie, von grausamen Militairgesetzen, von übermüthigen Polizeibehörden. Jene deutschen Schriftsteller sind die wahren Jesuiten, welche halbverstandene Ideen an die Spitze nichtswürdiger Systeme stellen, das Umding aller Umdinge: die Volkssouveränität *) predigen, bloß weil die Ordnung ihnen verhaßt ist, die im Gefühl ihrer Unfähigkeit dazu, selbst nach Gewalt verlangen, und die so blind oder so verächtlich sind, daß sie die Folgen ihres sinnlosen Treibens entweder nicht sehen oder nicht achten. In diesen, und in diesen Reihen allein sind die Jesuiten Deutschlands zu suchen, und uns von diesem Gewürm zu befreien, das an den Wurzeln unsres Glücks nagt, indem es Mißtrauen zwischen die Völker und ihre Regierungen streut — wäre eine That, eines zweiten Gombal würdig! —

*) Ein Wort, das zuerst im Munde der Loyoliten ertönte.

Reise-Zeitung.

Der Traum von Dr. Woldemar Seiffarth.

(Fortsetzung.)

Ich that, als ob ich die Thräne nicht sehe, die ihm aus dem Auge fiel, als er den Myrthen- und den Cipressenzweig küßte, und während er dann an die Gartenbrüstung trat, das nasse Auge im Strahle der ewigen Liebe zu trocknen und das Herz zum ruhigeren Schlage zu bringen durch einen Blick auf den ruhig spiegelnden See, zwang ich mich, dem Gärtner zuzuhören, der mich zu einem alten Lorbeerbaume führte, ihn den stärksten und schönsten und höchsten nannte in der ganzen bekannten Welt, und mir die Stelle an seinem Stamme zeigte, wo Bonaparte fünf Tage vor der Schlacht von Marengo die inhaltschweren Worte: Batailla und Victoria in die Eisenrinde des Baumes eingeschnitten habe. Die Stelle sah ich wohl, aber nicht die eingeschnittenen Worte, denn wo, nach der Versicherung des Gärtners, die Worte gestanden haben, da fehlt jetzt die Rinde, und zwei tiefe Risse ziehen sich über die kahle Stelle *).

Als ich mit meinem blassen Freunde den Reichthum der Gärten durchgegangen war und wir den kühnen Bau der untersten, in den See geschlagenen Bogen bewundert hatten, auf deren säherm Rücken die zehn Terrassen, jede auf festem, schallendem Gewölbe ruhend, pyramidenförmig zum Meere aufsteigen, betraten wir zuletzt, auf breiten Stufen von Terrasse zu Terrasse geführt, „von Orangen-

bäumen durchzogen, von höhern, freieren Winden erfrischt, von Lorbeerzweigen umflattert,“ die höchste Terrasse, „unter welcher der See sechzig Ellen tief seine grünen Wellen schlägt.“ —

„Welch' eine Welt!“ rief mein Freund, in den Anblick verloren, und Begeisterung hob ihm die Brust, während die Flamme der scheidenden Sonne ihm ihren Purpur auf die blasser Wange goß. „Wie an jenem Morgen, wo hier, vielleicht hier auf derselben Stelle, als der Morgenwind die Sonne leuchtend durch's dunkle Gezweig emporwarf und sie frei auf den Gipfeln flammte, Dian Albano's Binde zerriß und die Binde von seinem Auge fiel; wie an jenem Morgen stehen auch heute am Abend die Alpen, gleich verbrüderten Riesen der Vorwelt, fern in der Vergangenheit verbunden heissamen und halten hoch der Sonne die glänzenden Schilde der Eisberge entgegen, — noch tragen die Riesen ihre blauen Gürtel aus Wäldern — und zu ihren Füßen liegen Hügel und Weinberge — und zwischen den Gewölben aus Nebeln spielen die Abendwinde mit Kastaden wie mit wassertaffenen Bändern — und an den Bändern hängt der überfüllte Wasserspiegel des Sees von den Bergen nieder und sie flattern in den Spiegel, und ein Laubwerk aus Kastanienwäldern faßt ihn ein. — Ja, hier, gewiß war es hier,“ sagte er mit feierlich bewegter Stimme, „wo Albano sich im Kreise umdrehte und in die Höhe blickte und in die Tiefe, in die Sonne und in die Blüthen; und wie damals brennen jetzt auf allen Höhen die Lärmfeuer der gewaltigen Natur und in allen Tiefen glüht ihr Widerschein, — ein schöpferisches Erdbeben schlägt wie ein Herz unter der Erde und treibt Gebirge und Meere hervor. Und als dann Albano neben der unendlichen Mutter die kleinen wimmelnden Kinder sah, die unter der Welle und unter der Wolke flogen, — und als der Morgenwind ferne Schiffe zwischen die Alpen hineinjagte, wie jetzt der Abendwind die kleinen Barken tanzend über den See zum gastlichen Gestade führt, — und als Isola madra gegenüber sieben Gärten aufstürzte, und ihn, wie jetzt uns, von seinem Gipfel hier zu ihrem im wagrechten wiegenden Flüge hinüberlockte, — und als Fasanen von der Madre-Insel sich in die Wellen warfen: da stand er, und ich sehe ihn stehen, wie ein Sturmvogel mit aufgeblättertem Gefieder auf dem blühenden Porst; seine Arme hebt der Morgenwind wie Flügel auf und er sehnt sich, den Fasanen nachzuströmen und im Strome der Natur das heiße Herz zu kühlen.“

„Wohin reißt Sie der Flug der Schwärmerrei!“ unterbrach ich den jungen Mann, der krampfhaft meine Hand in der seinigen hielt, und dessen Auge mit der Sehnsucht der Liebe in die kessenden Wellen untertauchte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Gärtner erklärte dieß durch die Versicherung, daß reisende Engländer — (denn wer in Italien reist, muß, wie in Frankreich, dem Brittenvolke angehören) — die mit den Worten gezeichnete Rinde nach und nach herausgeschnitten, und ein deutscher Offizier mit scharfer Säbelklinge die Stelle zweimal durchhauen habe. „Es war fünf Tage vor der Schlacht von Marengo,“ berichtete der Gärtner, „als Bonaparte unter diesem Lorbeer Mittagstafel hielt. Während dem empfing er Depeschen, welche ihm die Nothwendigkeit der Schlacht anzeigten. Sogleich gab er Befehl zum Aufbruche, und in der Zeit, wo das Nöthige zugerüstet wurde, schnitt er mit seinem Federmesser die Worte Batailla und Victoria hier ein.“ Ist das Wahrheit oder Dichtung? Ich erinnere mich nicht, irgendwo gelesen zu haben, daß Napoleon fünf Tage vor der Schlacht von Marengo auf Isola bella gewesen sei. Wenn er aber dort war, läßt sich da wohl denken, daß er, durch Depeschen zur Schlacht gerufen, sich die Zeit genommen und die Mühe gegeben haben werde, einem Verliebten gleich, Worte in einen Baum zu schneiden? Vielleicht hat er, — seine Anwesenheit und den Empfang der Botschaft als gewiß vorausgesetzt, — am Baume vorübergehend, wie das allerdings seine Gewohnheit gewesen ist, mit einem Messer in die Rinde gestochen und dann ein frommer Glaube in diesen Etlichen Worte gelesen. Sei dem aber, wie ihm wolle, jedem Deutschen muß es schmerzlich wehe thun, von einem Italiener mit spöttischem Lächeln erzählen zu hören, daß ein deutscher Offizier sein gutes Schwert entblößt und, um die Ehre von Marengo auszuweihen, dem wehrlosen Lorbeerbaume zwei furchtbare Hiebe gegeben habe. Wahrlich, wenn es geschehen ist, so hätte die gute deutsche Klinge schon bei dem ersten Hiebe in der unwürdigen Hand aus Scham — zerplittern sollen!

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Leipzig, Mitte October 1831.
(Fortsetzung.)

So lautet der Zeitungsartikel und wir befürchten nicht, daß dieses diplomatische Kunstwerkchen durch unsere Einschreibungen an stylisiertem Werthe verloren hat, ja, wie der letzte Satz mit seiner durchaus verkehrten Construction hinlänglich beweist, daran durchaus nichts zu verlieren hat. Wie in eigenem Interesse sehen wir in Bezug auf das erwähnte Abpatrouilliren des Marktes durch die Communalgarde-Cavallerie hinzu, daß dabei mancher Unschuldige, ruhig nach seiner Wohnung Gehende arg bedrängt worden ist.

Am 31sten August verließ des Nachmittags die Militair-Garnison die Stadt, zu großer und lauter Freude des Volks, und lagerte sich bivouakirend mit mehr als tausend, unterdessen aus den benachbarten Städten recht zeitig, unbegreiflich zeitig requirirten Infanteristen und Cavalleristen auf dem Kopplage vor dem Petersthor; die Communalgardisten wählten an die Stelle des bisherigen Commandanten der Communalgarde, des Herrn von Löben, einen neuen interimistischen Commandanten in der Person des Herrn von Lindenthal, eines reichen, unabhängigen und allgemein geehrten Privatmannes, besetzten das neue sowohl als das alte Wachlocale, so wie alle äußeren Thore der Stadt. Nach der Ankunft einer königlichen Commission zur völligen Beschwichtigung der Unruhen und zur Untersuchung gegen diejenigen, welche sich entweder offenbar verdächtig und schuldig gemacht hatten oder doch verdächtig und schuldig gemacht zu haben schienen, änderte sich beinahe Alles. Die Bürger mußten von den äußeren Thoren abziehen und den Soldaten ihre Stelle einräumen. Abends gegen sieben Uhr, am 2ten September, rückten mehrere Reiter-Schwabronen mit gezogenen Säbeln ein, um, wenn die Communalgarde nicht das alte Wachlocale verlassen und das neue beziehen würde, sich selbst den Wachdienst anzueignen. Man sagte uns, daß sich die Gesichter einiger Volksfreunde dabei bedeutend verlängert hätten. Die alte Wache wurde wirklich verlassen, die neue ruhig bezogen und die Reiter verließen ihre drohende Stellung um den Raschmarkt herum. Ein Anschlag des Herrn Oberbürgermeisters Dr. Schaarschmidt hatte schon am Tage vorher geboten, daß um acht Uhr Abends alle Häuser geschlossen sein sollten, und das Zusammenstellen von fünf Menschen auf der Straße ernstlich untersagt. Gassenbreite Infanterie- und Cavallerie-Patrouillen schreckten daher von der ersten Abenddämmerung an bis zum spätesten Morgenroth die Schlafenden und Wachenden länger als eine Woche

hindurch. Wir wohnen zwar in einem sehr abgelegenen, vielleicht nur uns lachenden Winkel Leipzigs, aber auch da hörte uns spät und früh unaufhörliches Rossegetrappel, Fußgegetrappel, mitunter auch ein tüchtiger Fluch eines mürrißchen Offiziers in unseren frommen Meditationen über das jetzige bedenkliche Treiben auf unserm Planeten. Noch mehr Stoff zu dergleichen Meditationen erhielten wir, als zu der zahlreichen Infanterie und Cavallerie, über deren kostbare Beköstigung und Erhaltung die Bürgerschaft schon zu seufzen begann, von Dschas her noch Artillerie gekommen war. Aus sechs Kanonen drohte bei Tag und Nacht den Ruhestörern Tod. Doch zog diese Artillerie, nachdem sie den Leipziguern ihre Kunstfertigkeit in einem kleinen Manoeuvre auf dem Kopplage hatte bewundern lassen, wieder ab. Auch von den übrigen versammelten Truppen kehrte ziemlich die Hälfte nach wenigen Tagen in ihre Standquartiere zurück. Es stehen demnach bis jetzt noch über neunhundert Soldaten, meist Infanteristen, hier. Unseren neuesten Nachrichten zufolge sollen, wie es noch nie geschehen ist, vermöge einer uralten Bevorrechtigung der Stadt Leipzig, diese Soldaten auf Kosten der Bürger für immer hier bleiben und unter ihnen sollen sich stets hundert Cavalleristen befinden. Wozu ist unter solchen Umständen die Communalgarde nöthig? Soll der Bürger vielleicht gedoppelte und dreifache Kriegsteuer bezahlen und selbst noch Soldatendienste verrichten, die ihm ein Erkleckliches an Zeit und Geld rauben? Man sprach sogar einmal davon, daß die Stadt mehrere Casernen würde müssen bauen lassen. Dieses Gewitter aber scheint vorübergezogen zu sein, denn wir hören, daß das ganze Schloß Pleißenburg zur Caserne gemacht wird und Allen, die bis jetzt darin gewohnt haben, das Ausziehen geboten worden ist. Doch kehren wir dahin zurück, wo wir stehen geblieben sind.

Die hohe königliche Commission zeigte sich sehr bald in vollster Thätigkeit. Am 3ten September erschien eine Bekanntmachung von ihr, die nur aus drei kleinen Sätzen bestand, die aber in jedem Worte die größte Energie und Entschiedenheit darlegte. Obgleich sie keinen einzigen Delinquenten angetroffen, so hatte sie doch deren halb eine ziemlich große Anzahl zu verhören, und ließ sie Alle an dem Orte, wo sie ihre alltäglichen Sitzungen hielt, in dem Schlosse Pleißenburg, sorgfältig und auf das Strengste, doch mit menschenfreundlicher Berücksichtigung des Standes jedes Verhafteten, gefänglich verwahren.

(Fortsetzung folgt.)